

Rundbrief des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Nr. 7
8. Mai 2025

Kettenbrückengasse 11/14 1050 Wien

www.oesv.or.at

+43-1-5864151

office@oesv.or.at

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
geschätzte Leserinnen und Leser!

Inhalt

„Der Krieg ist zu Ende!“ stand in großen Lettern auf der Titelseite des „Neuen Österreich“ vom 8. Mai 1945. Heute, 80 Jahre danach, bestimmen wieder Kriege das Weltgeschehen, ist der Friede ebenso bedroht wie die Demokratie, und das nicht etwa nur in fernen Ländern und Regionen, sondern unmittelbar vor unserer Haustür – Grund genug für unseren Verband, der seine Existenz dem Jahr 1945 verdankt, diesen Tag gebührend zu begehen und ein Zeichen des Gedenkens zu setzen.

Der vorliegende Rundbrief versammelt literarische Stimmen aus verschiedenen Generationen, denkwürdige Zeugnisse von damals und Erinnerungen, die Jahre und Jahrzehnte später erst Gestalt annehmen. Alle hier wiedergegebenen Texte stammen ausnahmslos von Mitgliedern unseres Verbandes, die das Jahr 1945 bewusst miterlebt haben, alle Fotoporträts aus unserem Archiv.

Christian Teissl
Vorsitzender des ÖSV

Worte und Verse von

Rosemarie Schulak (*1933)
Edith Sommer (*1927)
Milo Dor (1923–2005)
Rudolf Kalmar (1900–1974)
Edwin Rollett (1889–1964)
Rudolf Weys (1898–1978)
Erika Mitterer (1906–2001)
Matthias Mander (*1933)
Friedl Hofbauer (1924–2014)
Otto Horn (1923–1991)
Franz Hrastnik (1909–1978)
Herta F. Staub (1908–1996)
Rudolf Geist (1900–1957)
Susanne Wantoch (1912–1959)
Peter Paul Wiplinger (*1939)

Impressum

Verlegt, herausgegeben und hergestellt vom Österreichischer Schriftsteller/innenverband
Kettenbrückengasse 11/14, 1050 Wien www.oesv.or.at office@oesv.or.at

Für den Inhalt verantwortlich: Mag. Christian Teissl, christian.teissl@oesv.or.at

Layout: Mara Scherzer, BA, office@oesv.or.at

Fotonachweise: © Archiv des ÖSV

Worte und Verse zum Kriegsende und zum Wiedererstehen Österreichs

Rosemarie Schulak: Die Fundgrube

Der Krieg war zu Ende. Die Nachricht verbreitete sich rasch, brachte die langersehnte Erleichterung. War auch dadurch der Hunger noch nicht gestillt, genügte doch schon ein Weniges, um in die angstverzerrten Gesichter Hoffnung zu tragen. Die Gegend strotzte nur so von Soldaten, doch sahen auch die, wie es schien, etwas freundlicher drein, seit sie wußten, daß der Kampf vorüber, ihr Sieg erwießenermaßen endgültig war.

Unterhalb der Straße, in den nebeneinandergereihten Stadeln, wurde ein Pferdelaazarett errichtet. Geschäftigkeit. Ein ständiges Kommen und Gehen. Den Frauen auf dem Hügel wurde erlaubt, an die Sonne und vor das Haus zu treten. Türen und Fenster öffneten sich weit. Der Aasgeruch war noch nicht verschwunden, aber der neuangekommene Fußtrupp mit Planwagen und Pferden fand den Acker vor Josephas Haus für eine Lagerung trotzdem brauchbar und durchaus in Ordnung. Grund dafür war der Brunnen, der fortan nicht nur Josepha und ihre Gäste, sondern mehr als ein Dutzend Soldaten samt ihren Tieren versorgte. Ganz anders als die Frontsoldaten in den Tagen des Kampfs, hatten diese Männer, wie es schien, weder Vergeltung noch anderweitig Unerwartetes im Sinn, sondern schlugen heiter bis friedlich, wenn nicht gar freundschaftlich dicht vor und neben Josephas Haus ihre Lager auf. Nur ein paar Tage, versicherte der Offizier und zerstreute die Sorge der Frauen, dann müßten sie weiter.

Diese Situation war neu. Man redete, wenn auch mehr mit Gesten als mit Worten und auf Distanz, lehrte einander die notwendigsten Vokabeln. Die Neuankömmlinge brachten Tee, den Josepha in riesigen Töpfen für sie kochen mußte, bekam dafür jeweils neben einer Kanne dieses belebenden Getränks auch etwas Zucker und Mehl für die Ihren. Der umgängliche Iwan, ein kleiner, beweglicher Mensch mit breitem, freundlichem Gesicht, hielt seine Truppe scheinbar ganz leicht zusammen, sie

folgte ihm blind. Als erstes gestattete er den Frauen die Benutzung des Gehwegs zur Straße, sodaß die Bollmann voll Freude unter seinem Schutz hinunter zum Ort lief und gleich vom ersten Ausgang einen halben Laib Brot und ein paar Eier mitbringen konnte. Das sah vielversprechend aus, und alle waren voll Hoffnung.

Die lang zurückgehaltenen Kinder sprangen ins Freie, Rotraud und die Mädchen der Klause tobten und tanzten unter den Fenstern umher wie verrückt. Wurden sie auch zurückgerufen, wenn sie die Neugier zu nah an das Lager und in ein verbotenes Geplauder trieb, sie verloren doch ihre Scheu und vergaßen ihr ewiges Jammern und Weinen.

Das Wetter ist trocken, sagte Josepha. Wir können endlich hinaus und nach den noch offenen Verteidigungsgräben sehen, die dicht an der Hausmauer Regen und Nässe der letzten Wochen auf ihrem Grund gesammelt haben. Die Grundmauern der West- und Südseite sind unterwaschen und unterhöhlt, wir sollten die Gelegenheit nützen und sehen, ob das Haus noch zu retten ist.

Wenn Friede ist, wird niemand mehr einen Verteidigungsgraben benötigen, sagte die Bollmann. Wir schütten die Löcher zu. Alle arbeiten mit, und der freundliche Iwan wird es uns nicht verbieten.

Iwan verbot es nicht. Abends saß er mit seinen Männern beim Brunnen oder kam bis zur Tamariske herauf. Sie lagerten sich im Kreis auf der Erde, summten während der ungeschlachten Reden, die hin- und hergingen, abgerissene Melodie. Manche schwiegen oder sann nur stumm vor sich hin. Stimmete aber einer von ihnen den lang erwarteten Ton an, war es, als höbe ein Vorhang sich auf, als wechselte hier auf dem Hügel, getrennt von der restlichen Welt, die Szene eines Theaters, der Ort eines eben erlittenen Dramas und selbst die Zeit. Die vorher so rauhen Stimmen gerieten in gemeinsames Raunen und fielen

dann leicht, fast wie von ungefähr, vielstimmig in ihre Gesänge ein. Die rauschten und bauschten sich auf in den Ohren derer, die hörten und staunten, und hüllten sie ein, strichen zuweilen hoch oben und wie von weiter kommend über die Wipfel der Bäume und erfaßten wie ein weicher Wind den Hügel, das Feld, das Haus.

Der Verteidigungsgraben an der Westwand der Einfahrt war leer. Josepha besah die Schäden an der Außenmauer und fand sie nicht allzu arg. Die Frauen halfen ihr, Steine und Erde herbeizuschleppen, damit das Loch zu verkleinern und zuzuschaufeln. Langsam verlor sich auch ihre Angst, aber sie trugen weiterhin Asche im Gesicht und die unerläßlichen Tücher, um Hals und Schultern zu bedecken. Wirklich sicher war man ja nie.

Den Schützengraben an der Südmauer bedeckte Dachpappe in mehreren Schichten. Diese Grube abzusichern war gleich in den ersten Nächten, als man ins Haus zurückgekehrt war, notwendig gewesen. Gehäuft füllte hier der während des deutschen Rückzugs von Soldaten zerstörte Hausrat den Graben aus: Möbelteile, Werkzeug und Allerhand Brauchbares, das dem Feind nicht in die Hände fallen sollte. Eilig zerschnittene Decken und Kleider, die Spielsachen der Kinder, Scherben und Kochgeschirr. Es war ein Jubel, als die Kinder einen Ball herauszogen, ein Naserümpfen, als aufsteigender Verwesungsgeruch das eifrige Tun unterbrach. Der halbwüchsige Andi und seine fast gleichaltrige Schwester brachten eine tote Katzenmutter samt verkommenen Jungen ans Licht, die auf dem Boden der Grube verhungert oder verdurstet sein mußten, wer weiß.

Unter Großmutter Paulines Korbstuhl, der jetzt nur mehr drei Beine hatte, einem zersplitterten Nachtkästchen und anderem Kram fanden sich Vaters Ölfarben, Pinsel und Staffelei. Eine duftende Wolke aus Erinnerungen entfaltete sich bei der Öffnung einer unversehrten Flasche Terpentin, dieser lebenslangen Gedächtnisspur. Flach auf der Erde liegend entdeckte Arminia, was ihr von allem das Liebste war. Man grub aus dem feuchten Lehm, der aus unerfindlichen Gründen in Haufen in diesen Graben gelang wart, Stif-

ters *Hochwald* heraus, legte das aufgeweichte Bändchen vor aller Augen nieder, samt einem bestickten Tischtuch, das Josepha Freudentränen entlockte.

Jetzt galt es, Schätze zu heben. Ein Juwel nach dem anderen zog man ans Licht. Auch die Kinder hatten alle Hände voll zu tun. Den alten Radioapparat untersuchten Andi und seine Schwester. Frau Klause und Frau Lehr knieten entzückt vor einem intakt gebliebenen Exemplar der *Gartenlaube*, Großmutter's Lieblingsbuch. Nur Frau Bollmann wandte sich ab und schluchzte. Wer hatte das Meßbuch, ihren geliebten *Schott*, vom Nachbarhaus herübergebracht und in diese Grube geworfen? Zuunterst lag es, verbeult, über und über beschmutzt und mit Lehm verklebt, Zeugnis von Barbarei und Zerstörung, ein Keulenschlag für ihre tapfere Seele. Sie nahm das verklumpte Etwas stumm an sich und verschwand damit im Haus. Ihr war die Freude an sämtlichen Grubenschätzen verdorben.

Ort des Geschehens: Weinviertel, NÖ;
gekürzt aus: R. S.: ... die vergessen sind.
Erinnerungen. Bilder. Geschichten
(Edition Doppelpunkt 1997)



Rosemarie Schulak

Edith Sommer: Kriegsende 1945

Plötzlich
waren Soldaten im Dorf

Die Brücke
sagte der Kommandant
muß gesprengt werden
wenn der Feind kommt

Wenn die Brücke
gesprengt wird
sagten die Leute
im Dorf
geht es uns schlecht

(...)

Viele Leute
packten Essen und Decken
und versteckten sich
in Höhlen im Wald
und in
abgelegenen Hütten

Wir versteckten uns
bei einem Bauern
im Schweinestall

Als wir
nach drei Tagen
wieder herauskamen
standen
amerikanische Panzer
auf den Feldern

Die Kartoffeln
mußten später
noch einmal
gelegt werden

Bald
fuhr wieder
ein Zug
über die Brücke

Es war
Frieden

aus: E. S.: Ein Sommer ohne Wiederkehr (Herder 1985)

Milo Dor: Ende und Beginn

Wenn ich an das Kriegsende zurückdenke, überkommt mich immer das Gefühl der totalen Leere und Ausweglosigkeit. Das Ende des Krieges fällt zusammen mit dem Anfang des Friedens, so daß man sie schwer voneinander trennen und unterscheiden kann. Dieses Ende und dieser Anfang erstreckten sich auch über einen Zeitraum von mehreren Tagen, die mir heute wie ein langer, qualvoller Tag vorkommen, ein Tag, der nicht zu Ende gehen will. Anfang April saß ich als sogenannter Schutzhäftling im Wiener Gefängnis in der Rossauerlande. Im Gefängnis kreiste hartnäckig das Gerücht, die SS habe vor, alle politischen Häftlinge westwärts abzutransportieren, bevor die Sowjettruppen von Osten her Wien erreichten. An einem dieser Tage fiel es den Polizisten ein, daß sie in einem anderen Bezirk noch ein Magazin voll Schuhe und Wäsche hatten. Sie wollten diese Waren holen und unter sich verteilen, bevor die Russen kamen. Ich gehörte zu dem kleinen Trupp von Häftlingen, die ihnen beim Transport helfen sollten. Als ich auf dem Lastwagen hockte, dachte ich die ganze Zeit daran, wie ich auf die Straße springen und davonlaufen könnte. Der kleine, rundliche Polizist, der mir gegenüber saß und unentwegt eine lange Virginier-Zigarre rauchte, mußte meine Gedanken erraten haben, denn er klopfte leicht auf die Maschinenpistole, die auf seinen dicken Schenkeln lag, und sagte: „Versuch ja nicht zu fliehe. Die da ist schneller als du.“ Als wir zurückkamen und ganze Berge von Schuhen und wollenen Unterhosen abgeladen hatten, bekamen wir als Belohnung Zigaretten. Das war kein Trost für die verpaßte Chance, den Schergen zu entkommen. Am nächsten Tag wurden wir aber alle überraschend entlassen. Der Gefängnisdirektor wollte sich offenbar im letzten Augenblick noch rückversichern.

aus: M. D.: Meine Reisen nach Wien (Roetzer 1974)

Rudolf Kalmar: Die Mühle der Gerechtigkeit

Im Mai 1945 lag noch die Unrast des Zusammenbruches über der aus vielen Wunden blutenden Stadt.

Von der deutschen Kultur blieb nichts als das große Grauen zurück: die Gepeinigten standen auf, um gegen die Verlogenheit von sieben blutigen Jahren zu zeugen, die Gräber öffneten sich und die Stimmen der sinnlos Geopferten schrien zum Himmel. Um den geschändeten Dom erhob sich aus den Schlünden unabmeßbarer Ruinenfelder, aus den Trümmern gesprengter Brücken, geköpfter Denkmäler und verwüsteter Paläste immer lauter die Frage nach Schuld und Mitschuld. Es gab kein Brot, kein Licht, kein Wasser. Typhus und Ruhr fielen die ausgemergelten Menschen an. Wenn einer starb, mußten die Freunde ihn einscharren.

Der „Führer“ kniff, als die verlorene Partie bezahlt werden sollte, und prellte die Partner um seinen oft versprochenen Einsatz. Die letzten Trümpfe waren ausgespielt und die angekündigten Wunder als Schwindel erkannt. Der Mythos des 20. Jahrhunderts verkohlte mit einem Leichnam im Bunkerhof der Reichskanzlei.

aus: R. K.: Land vom Kahlenberg. Feuilletons
(Buchverlag „Neues Österreich“ 1949)



Edwin Rollett

Edwin Rollett: Die derzeitige geistige Situation

Jeder Zeit ist es schwer, sich selbst zu erkennen. Die heutige Zeit richtig zu beurteilen, ist deshalb besonders schwierig, weil wir inmitten einer Welt von Attrappen und Geheimnissen leben: wir sind von Dingen umgeben, die längst tot sind und nur noch Leben vortäuschen, und andererseits von Dingen und Kräften, die schon zu wirken beginnen, aber noch nicht sichtbar sind. Unsere gegenwärtige geistige Situation ist vor allem durch das Erbe bestimmt, das uns der Nationalsozialismus hinterlassen hat: einen uns aufoktroierten, uns wesensfremden Nationalismus, einen offensiven Militarismus und eine auf die Spitze getriebene Sachlichkeit. Wir befinden uns ferner in der Situation eines Landes, das einen Weltkrieg verloren hat und müssen alle Konsequenzen dieser Situation tragen. Die unmittelbare Folge hiervon ist der Ausfall fast aller zivilisatorischen Werte, wodurch nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die geistige Produktion stark gehemmt ist.

Der Nationalsozialismus mit seinen Totalitätsansprüchen auf allen Gebieten stellte jedes Buch, jeden Bau und jedes Bild in den Dienst seiner Ideologie. Während des Krieges stand alle geistige Produktion im Dienste des Krieges. Diese Beeinflussung war so tiefgreifend, daß eine Wandlung auf geistigem Gebiet nur sehr langsam erfolgen kann. Wir können daher schon einen Wandel auf dem Gebiete der Politik feststellen, wir hatten aber – wie besonders der Vergleich mit 1918 zeigt – noch keine geistig-künstlerische Revolution. Dem heutigen Menschen bietet die Kunst so gut wie nichts Neues, Revolutionäres. Im Gegenteil: wir müssen zu unserem tiefen Bedauern und Befremden ein Anschwellen der Mediokrität, der Gebrauchs-Kleinkunst, der Öde und des Kitsches feststellen. Dabei ist die Empfänglichkeit der Menschen grenzenlos. Für Werte jeder Art ist der Boden bereit. So obliegt den Geistigen, den Kulturschaffenden, die hohe Aufgabe und Verpflichtung, *wirkliche* Werte zu gestalten und zu vermitteln.

aus: „Neues Österreich“, 7. August 1945

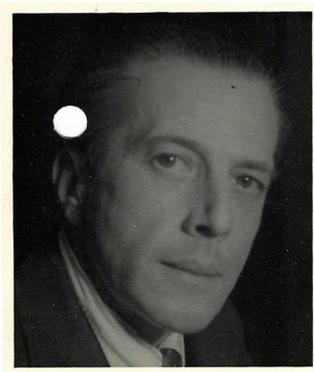
Rudolf Weys: Das gestohlene Lachen

Es könnte der Wunsch, irgendwann einmal die ganze Welt in lachendem Geist zu beglücken, zum Missionsgedanken des neuen Österreich werden. Die musische Geste Schuberts, die naiv heitere Poesie Raimunds und wohl auch der sarkastisch nörgelnde, satirische Humor Nestroys sind und bleiben kennzeichnende Züge unseres Wesens.

Nicht aber angemessenes Kraftmeiertum. Der Schellenbaum ist nicht unser Instrument, der Parademarsch nicht unsere Gangart. An solchem Wesen konnte Österreich niemals genesen. So war es zwar möglich, uns den Frohsinn zu nehmen und den „Goldschatz“ unseres Lachens zu stehlen, wir heute müssen besorgt sein, auch diesen unserm Land zurückzubringen. Es ließen sich durch Terror wohl Alpträume heraufbeschwören, auch war es möglich, Friedhofsstimmung zu verbreiten, doch wie in allem: so schwer man uns auch verwundete, man traf uns nicht ins Herz. Und das war unsere Gnade!

Sie hatten es sich leichter vorgestellt. Die Leiber der Lebenden kann man zertrampeln, die Seele eines Landes nicht.

gekürzt aus: Katalogbuch „Niemals vergessen!“
zur gleichnamigen Ausstellung
(Jugend und Volk 1946)



Rudolf Weys

Erika Mitterer

An Österreich Juni 1945

O hör die Stimme, welche warnend spricht:
Mit Bösem tilgest du das Böse nicht!

Wer Qual verhängt, wird nicht von Qual befreit.
Gesundet, bist du gegen Haß gefeit.

Es sterbe jeder, der einst Tod verhängte?
Den willst du schlagen, welcher dich bedrängte?

Der soll verhungern, der den Krieg begrüßte,
und keiner sei willkommen, eh er büßte ...?

Bevor du richtest, forsche in Geduld:
Wie viele unter uns sind ohne Schuld?

gekürzt aus:
E. M.: Zwölf Gedichte 1933–1945
(Luckmann 1946)



Erika Mitterer

Matthias Mander: Die Erhellung

Ich schob mich nach hinten aus der Hecke und schlich hinkend hinter den Häusern, an Gärten und Viehweiden, über Zäune und Misthaufen durch die Höfe und blinzelte zwischendurch auf die Hauptstraße hinaus. So kam ich – ständig in Deckung – bis an die Hauptkurve im unteren Drittel der Häuserzeile heran, wo die Straße in kräftiger Biegung eine Westwendung nimmt und dann den Hügel des Unterdorfs hinabführt. Als ich hinter dem Mayerholdhaus und beim Röck vorbei zum Scheucher kam und mich hinter seiner Holzhütte in den Sägespänhaufen grub, nur die Augen auf die frei vor mir liegende Straße gerichtet, sah ich plötzlich die Fahne beim Seifried – aus der nördlichen Giebelwand an einer langen Stange herausgehoben, sogar über die obere Dachkante des Hauses hinaus und dann bis zum Fenster hinunter, hineinglühend in dieses ausgeweitete Nachmittagslicht, in die summende, ausgefegte, nur von etwa halbstündlich durchziehenden Lastwagen unterbrochene, furchtsam-feierliche Stille: die rot-weiß-rote Fahne!

Über das ruhig daliegende Gehöft des Seifried bauschte sie sich, bog sanft über die zerzausten Nußzweige, strich manchmal zart über die splittrigen Fensterlöcher und wölbte sich hell und hoch über Hof und Vorgarten, zuweilen sogar einige Schritte weit in die Hauptstraße hinauswinkend. Reglos kauerte ich unter den Sägespänen, atmete kaum und schaute in diese lichte Erscheinung. Je länger ich die Fahne ansah, desto heller und leuchtender erschien sie mir, desto klarer und deutlicher entwandten sich meinen früheren Erinnerungen bestimmbare Bilder, die mit diesen Farben, die mit einem geheimnisvollen Wort zusammenhängen mußten, einem undeutlich rot und silbrig schimmernden Namen: Österreich? ... Österreich! Etwas Feierliches, ja Himmlisches baute sich, vom Schein dieser neuen Fahne aus dem verschütteten Kindergemüt gewärmt, aus meiner Seele. Gab es vielleicht dieses lichte, helle, dieses heitere Land jetzt wieder, da eine solche Fahne vor mir hing? Ist nun das gekommen, wovon die Großen so oft heimlich sagten: „Wenn dieser Krieg endlich

aus wäre!“? Würden wir das Liegestroh aus dem Keller räumen und jetzt alle Tage und Nächte arglos im Haus wohnen und Licht machen dürfen? Und würde das lange Verreisen meines Vaters nun ein Ende haben und auch sein beängstigendes Schweigen? Ich lag an die Holzscheune gepreßt und blickte weiter auf das rot-weiß-rote Tuch. Ohne irgend etwas genau zu wissen, war ich nun ganz sicher, daß mein Vater diese Farben liebt und daß er jetzt stark bewegt wäre, wenn er neben mir unter den Sägespänen läge. Mein Herz pochte heftiger als jemals, die Augen waren ungewohnt heiß, ich begann zu weinen.

Laufende Menschen und aufgestoßene Tore zeigten, daß es im Oberdorf gefahrlose Neuigkeiten geben müsse. Nach einem Blick über die Straße wollte ich mein Versteck verlassen, als sich rasch fremde Panzer über die Straße schoben und auf mich zurasselten – einige Schritte vor mir hielt der zweite. Ähnliche Angst wie zu Mittag in der Feuerwehrhecke schlug nochmals über mir zusammen, doch jetzt kürzer: Ich konnte beobachten, wie aus dem Bodenloch des Panzers ein Soldat kroch und zugleich aus der Oberluke ein zweiter mit einer Flasche und einem Glas. Er sprang vom Fahrzeug, ging mit schweren Schritten auf den alten Seifried zu, der vor dem Haustor stand und Papierknäuel in die Fensterlöcher stopfte. Die beiden nötigten ihn zum Trinken, schlugen ihm auf die Schulter, lachten und stiegen wieder ein. Ruckartig fuhr der Panzer ab.

Und ich lief und lief. Festlich, unerklärlich heiter und gelöst erschien mir die späte Stunde, zu der ich endlich im einknickenden Abendlicht über die zerwühlten Wiesen hinter dem Mühlgang heimwärtshinkte. Die tiefen Frühlingswolken fingen vom Berg geschichtete Sonnenstrahlen auf und erinnerten mich an das Rot-Weiß-Rot der neuen Fahne Seifrieds. Jetzt bin ich in Österreich, sagte ich immer vor mich hin. Jedes Haus, die Wege, das Gras, die Wolken schienen gewandelt, die unförmigen Kriegsmaschinen, die überall umherstanden, die beiden Panzer, in denen ich noch an diesem Morgen ganz heimisch, erschienen mir jetzt aus einer abgesunkenen, dunklen Zeit

übriggeblieben. Kaum den schmerzhaften Schritt stockend, ging ich an den Geschützen vorbei und sah schon in manchen Häusern Span- oder Kerzenlicht ohne Rücksicht auf Verdunkelung aufflammen. Wieder traf ich Konrad. Er wollte mir von dem weiteren Schicksal der Wasserleiche erzählen. Ich unterbrach ihn aber und handelte von ihm den Heiligen-Nepomuk-Kopf ein. Wir lehnten im Schützengraben, ich stülpte die Hosentasche voll Tabak samt Zeitungspapier in seine Hände, er verriet mir das Versteck des Kopfes. Ich rannte zum Ufer hinunter, packte das Steingesicht mit dem seltsamen Blick, schob den Halszapfen in meine Faust und hüpfte querfeldein heimwärts. Schon im Näherkommen vermißte ich die großen Umrisse des dreihaus hohen Kirschbaumes, der sonst an der Wegkreuzung vor dem Haus stand. Endlich ganz herangeschlichen, sah ich ihn: umgehackt, quer über die Straße gefällt ... in seinen dunklen Ästen hockten schmatzend und schreiend die Feinde und schoben die unreifen Kirschen zwischen die Lippen. Ihr Lastwagen stand unweit auf der Holunderweide. Sie hatten ihre Uniformblusen abgelegt und ernteten mit beängstigend grausamer Gier unseren uralten Kirschbaum das letzte Mal ab. Da ich mich wohl schon in Sicht- oder Schuß-, aber nicht in Greifweite näher wagte, überkletterte ich die Zäune vom Partiller und Ranftl und huschte hinter dem Hühnerstall in unseren Hof. Einen Augenblick verhielt ich, hängte den Heiligenkopf am Zapfen verkehrt mit einer Drahtschlinge unter das Vordach und dachte dabei, ihn einmal auf seinen aus dem Fluß gehobenen Leib zurückzusetzen. Mein Blick streifte die hellere Giebelwand des Häuschens, über die noch blasse, allerletzte Strahlen dieses wandlungsreichen Tages zogen: Es steht jetzt in Österreich, dachte ich. Ich lief darauf zu. Ich senkte meinen heißen Fuß unter den Brunnenstrahl und scheuchte spritzend die mutterlosen Küken in den Kobel. Dann wandte ich mich aufwärts. Man hatte begonnen, die Scherben aus dem Vorhaus zu räumen.

Ort des Geschehens: Lebring bei Leibnitz, Stmk;
gekürzt aus: M. M.: Das Tuch der Geiger (Styria 1980)

Friedl Hofbauer

Das Haus

Hier stand ein Haus. Ich hab es gut gekannt.
Jetzt steht von diesem Haus nur eine Wand.

Es war ein Haus, wie viele Häuser sind.
Fast täglich ging ich dran vorbei als Kind.

Dreistöckig war's, mit einer Greißlerei.
Dann kam der Krieg.

Jetzt steht von diesem Haus nur eine Wand.
Langsam vergeß ich es. Und hab's doch
gut gekannt.

aus: F. H.: Podium Porträt 15, hg. von
Georg Bydlinski (Podium 2004)



Friedl Hofbauer

Franz Hrastnik

Niemals vergessen!

Ich hab ein Grab im Park, wie viele,
Kein Stahlhelm schmückt's, nicht Kreuz, nicht Stern,
bin ich auch angelangt am Ziele,
war ich ihm dennoch nie so fern!
(Mein Leben ist nicht ausgemessen,
und deshalb kann ich – niemals vergessen!)

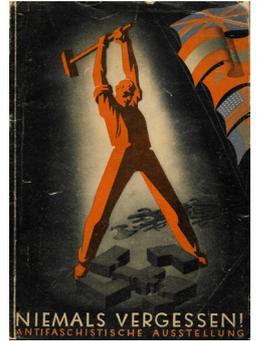
Umsonst suchst du nach meinen Daten,
wer ich gewesen? Wann ich fiel?
Kein Schild wird es dir je verraten
und auch mein Mund nicht. Der ist still.
(Hatt' einen Namen einst besessen,
und deshalb kann ich – niemals vergessen!)

Ich lieg in keiner eich'nen Truhe,
auch von Metall ist nicht mein Sarg,
ich habe nichts als meine Ruhe,
und Totsein bettet jeden karg.
(Ich wär' noch gern bei euch gesessen,
und deshalb kann ich – niemals vergessen!)

Ich wurde nicht zu Grab gefahren,
die Räder rollten für den Sieg,
das Volk der Kämpfer brauchte Bahren,
das ist verständlich: Krieg ist Krieg!
(Man zwang zu töten mit Erlässen,
und deshalb kann ich – niemals vergessen!)

Doch hatte man sein Blut vergossen,
so war das nichts, wovon man spricht,
für unberühmte Volksgenossen
war's kein Verdienst, es war nur Pflicht.
(Das Recht, zu leben, war vermessen,
und deshalb kann ich – niemals vergessen!)

Ich klage nicht. Jetzt ruh' ich stille,
du aber weißt nicht, wie das ist,
doch eines, hörst du, ist mein Wille,
mein letzter Wille, den ich habe,
und dieser letzte Wille ist:
ich will, daß dir aus meinem Grabe
die zarte Pflanze neu ersprießt,
der ew'gen Götter hehre Gabe,
die Freiheit, die du nie vergißt!
(Sonst hab ich keinen Wunsch besessen,
doch diesen sollt ihr – niemals vergessen!)



gekürzt aus:
Katalogbuch „Niemals vergessen!“
zur gleichnamigen Ausstellung
(Jugend und Volk 1946)

Otto Horn

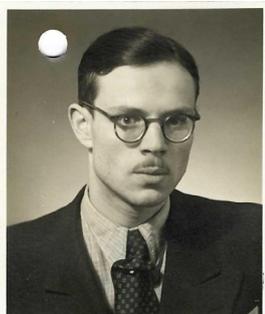
Wenn ich einen Freund besuchen will

Wenn ich einen Freund besuchen will,
nehme ich die Linie Einundsiebzig.
Anfangs sind mir die Besuche viel zu still,
ja sogar unheimlich, doch das gibt sich.

Wo die Freunde wohnen, steht an jedem Schild
Kreuz und Jahreszahl beim Namen,
aber nicht die Art, wie sie ums Leben kamen
(ob gehenkt, erschossen oder anderswie gekillt).

Neunzehnhundertvierunddreiig,
achtunddreiig, vierundvierzig,
Mrz, November, Feber, Mai.
Danach kann ich ihre Todesart bestimmen
und die Uniform der Polizei.

aus: Tr an Tr. Gedichte vierundzwanzig junger
Autoren, hg. von Rudolf Felmayer (Leykam 1951)



Otto Horn

Herta F. Staub

Vermisst

Immer denk ich an ihn
doch es wuchert die Zeit
ihn mit Lebensgerank zu verdecken.

Alle Freuden mich fliehn
und das Land ist so weit
drin die Helden von einstmals verrecken.

Bist im Bergwerk du, Mann?
Bist am Eismeerkanal?
Trgst am Sdstrand du endlose Lasten?

Fragt das Kind mich: sag wann
kommt der Vater einmal?
mu ich weinen, beim Arbeiten rasten.

Immer wart ich auf dich
immer trum ich von dir
und das Blut geht mir schwer in den Nchten.

Denkst auch du noch an mich?
Strmt von dir noch zu mir
was mich aufrecht hlt unter den Schlechten?

aus: H. F. S.: Der Feen-Rufer.
Neue Gedichte (Bergland 1958)



Herta F. Staub

Rudolf Geist: Ich rufe die Jugend an

Alle nach 1924 Geborenen waren noch nicht vierzehn Jahre alt, als Hitler bei uns einbrach. Sie wissen nichts von Demokratie (...). Wahrhaft demokratisches Wesen, ja selbst das Recht auf freie Meinungsäußerung sind ihnen fremd. Als sie zu denken anhuben, vergewaltigte der Nationalsozialismus als der Völkerhaß ihr Gehirn. Tausend Lehren hatten nur den einen Sinn: Kämpfe für den „Führer“, für Deutschlands Sieg. Sie wußten nicht, daß sie keine Deutschen sind. Ihre Seele wurde geschändet, ihr Wille mißbraucht, ihr empfängliches Herz für das Unrecht und den Mord entflammt. Das sollte heldisch sein. Alles für Deutschland, auch das Leben. Entmenschte Untaten im Kriege und Ignoranz alles Unrechts: das war ihnen aufgeboten und sie befolgten es. Denn alle Gegner der Nazi waren als Bestien dargetan. Die Juden, die Tschechen, Polen, Jugoslawen, Franzosen, Engländer, Russen und Amerikaner – alle Völker, mit denen Deutschland sich im Kriege befand, waren als bestialisch verschimpft, Deutschland selbst aber war edel. Es gab scheinbar keine größere Ehre, als ein Deutscher zu sein. Sie erlebten ihre Zeit als eine „große“: Siegfanfaren, tratatataah – versenkte Schiffe, eroberte Städte, Kesselschlachten, geschlagene Weltmächte. Der „Führer“ kam allen anderen zuvor, um Tage, um Stunden, ein Genie. Nullen waren die anderen. Der „Führer“ war der größte Mann der Welt. Was er tat, war Recht, was andere taten, Unrecht. In der Zeit der Siege ging ein geschichtlicher Olymp für diese Jugend auf, da „das Große in der Welt“ zu ihrer Zeit zu geschehen schien: und sie gehörten zum „Volk der Sieger über alle Welt“. Und dann – dann stürzte der Olymp ein. Hitlers Weissagungen erwiesen sich als Irrsinn, Machtwahn, Weltverschwörung eines Narren. Schlimmer, eines Verbrechers. Erst die Rote Armee konnte unser ruiniertes Land befreien. Nun wurden die Akten geöffnet, Massenmord schrie der Welt daraus entgegen; ebenso aus den Berichten der besetzt gehatene Länder, aus den Konzentrationslagern, den Volksgerichten, Gefängnissen. (...)

Nun weiß die Jugend nicht, wie ihr geschieht.

Sie weiß nicht, was da nun kommen soll. Die Erwachsenen, die auch die Welt vor Hitler sahen, überwinden die Jahre 1938 bis 1945 leichter – sie, die vor ihrer Jugend versagten: viele von ihnen waren von den deutschen Siegen begeistert und sie steckten damit die Herzen ihrer Jugend mit an. Diese glaubten bewegt und trutzig, sich in einer Welt zu befinden, die einer „deutschen Ordnung“ entgegengeht. Sie trugen die HJ-Hosen und die BdM-Röckchen als das kommende Geschlecht – und selbst die Kinder, die da nicht mit dabei waren, wußten von nichts anderem als nur von der an alle Wunder grenzenden Siegmacht des „Führers“. Diese weltfremd erzogene Jugend blickt nun ratlos in die Welt. Was soll nun werden?

gekürzt aus: R. G.: Genius.
Schriften für die Idee der Menschheit
(Der weltweite Verlag 1946)



Rudolf Geist

Susanne Wantoch

Eure Kinder

Sie werden den Mond erobern wie die
amerikanischen Pioniere den wilden
Westen bezwangen.
Sie werden ihre eigene Atmosphäre
mitbringen in Trommeln, konzentrierten
Humus und präfabrizierte Kulturparks.
Sie werden die Mondschen auf
wissenschaftliche Art ohne Komplexe und
Verdrängungen leiten
und eine glasklare, surrende Gesellschaft
einrichten
mit einem staatlich gesicherten Minimum von
fünfzig Prozent Glück pro Leben und Kopf:
Eure Kinder.

Aber du, mein Ungeborenes,
verscharrt im Ghetto von Wien.

Du, mein Ungeborenes,
verbrannt in den Wüsten von China.

In Knochenmühlen zermalmt,
Auf Scheiterhaufen verqualmt,
in siedenden Brunnen ertränkt,
an tausend Galgen gehenkt.

Ihr meine Ungeborenen ...

aus: Und senden ihr Lied aus. Lyrik österreichischer
Dichterinnen vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart,
hg. von Minna Lachs (Jugend und Volk 1961)

Peter Paul Wiplinger

In Gottes Namen Amen

in Gottes namen amen
sagten wir damals als wir
kinder waren und der krieg
dieser wahnsinnskrieg alles
vernichtete und auslöschte
millionen von Leben abrupt
weil gewaltsam beendete
dann kam überall die parole auf
nie wieder krieg nie wieder krieg
doch heute mehr als 80 jahre
danach ist wieder überall krieg
nur die parolen sind andere
gott und der wahnsinn liegen
nahe beisammen stets der krieg
im namen von und für irgendwas
selbstverständlich gerechtfertigt
mit allen nur erdenklichen weils
weil es so ist wie es ist weil das
geändert werden muß und zwar
um jeden preis koste es was es wolle
es fliegt es fliegt war das kinderspiel
das waren damals vögel und drachen
heute aber sind es drohnen und raketen
die toten liegen in massengräbern und
über ihnen liegen erde und erster schnee
und auf den erinnerungen liegen wieder nur
der leichengeruch und der gewaltsame tod
und ein kommandant schreitet stolz und
siegesebewußt durch einen goldenen saal
und lächelt vor sich hin nur für sich selbst

aus: P. P. W.: 1000 ausgewählte Gedichte
1960 bis 2023 (Löcker 2024)

Der Wert der Demokratie



Plattform für Grund-, Freiheits-
und Menschenrechte

wert-der-demokratie.at

Mit Beiträgen von:

Martin Amanshauser	Ulli Moschen
Werner Anzenberger	Klaus Ottomeyer
Paul Auer	Doron Rabinovici
Anna Baar	Michael J. Reinprecht
Armin Baumgartner	Sophie Reyer
Zdenka Becker	Darshano L. Rieser
Claudia Behrens	Thomas Rothschild
Reinhold Bilgeri	Nathalie Rouanet
Maria Bill	Gerhard Ruiss
Isabella Breier	Thomas Sautner
Marzanna Danek	Marlen Schachinger-Pusio
Klaus Ebner	Martin Schenk
Janko Ferik	Günter Schmidauer
Katharina J. Ferner	Elisabeth Schrattenholzer
Milena Michiko Flašar	Carolina Schutti
Petra Ganglbauer	Julian Schutting
Clemens Bruno Gatzmaga	Stefan Slupetzky
Karl-Markus Gauß	Thomas Stangl
Sabine Gruber	Michael Stavaric
Edgard Haider	Maria Stern
Elfriede Hammerl	Robert Streibel
Sven Hartberger	Kurt F. Svatek
Marián Hatala	Claudia Taller
Elias Hirschl	Christine Teichmann
Lina Hofstädter	Christian Teissl
Peter Huemer	Ingrid Thurner
Christoph Janacs	Sylvia Treudl
Harald Jeschke	Petar Tyran
Anna Kim	Alfred Wassermair
Doris Kloimstein	Anna Weidenholzer
Radek Knapp	Renate Welsh
Manfred Koch	Peter Paul Wiplinger
Daniela Krau	Marion Wisinger
Norbert Maria Kröll	Robert Woelfl
Gabriele Kögl	Gerhard Zeillinger
Markus Köhle	Klaus Zeyringer
Ludwig Laher	
Maria Lehner	

(Stand: 6. Mai 2025)